

gen der ARD-Anstalten, für die er von Montag bis Donnerstag seit mehr als fünf Jahren seine eigene Show moderiert und dabei regelmäßig mehr als eine Million Zuschauer – in der Mehrzahl ältere Frauen – vor den Bildschirm lockt. Die jüngsten Äußerungen von Fliege sprächen gegen eine Vertragsverlängerung, verkündete Ende Juni *Gerhard Fuchs*, der Fernsehchef des Bayerischen Rundfunks, der für die Sendung „Fliege“ verantwortlich zeichnet. *Günter Struve*, Programmdirektor der ARD, sprach sich hingegen für Fliege aus, nachdem dieser die Mißverständnisse im Zusammenhang mit seinen Interviewäußerungen bedauert und für die Zukunft Zurückhaltung bei öffentlichen Aussagen gelobt hat. Am 12. Juli schließlich entschieden die Programmdirektoren der ARD, daß Jürgen Fliege weitertalken darf.

Und das ist gut so – auch aus Sicht der Kirchen. Denn es mag sein, daß Fliege in vielem, was er tut, so sehr von der eigenen Überzeugung eingenommen ist, daß er es in seiner Kirchenkritik an moderaten Zwischentönen fehlen läßt. Wer im Fernsehgeschäft Erfolg hat, ist in der Regel kein Leisetreter. Auch kann man aus der Perspektive der Glaubenslehre die implizite Theologie seiner Talkshow als zu seicht befinden, weil er die Untiefen der Botschaft Christi ignoriert und auf alles und jeden zu schnell mit Nachsicht und Verzeihen reagiert.

Die Aussagen des inkriminierten Gesprächs selbst – im Zusammenhang gelesen – entlasten den Talkmaster jedoch nicht unwesentlich: Einmal abgesehen davon, daß die Bezeichnung „alter Gangster“ an sich schon eher zärtliche und damit mit dem jüdisch-christlichen Gottesbild vereinbare Assoziationen weckt, verwendet Fliege sie in einer auf das eigene Leben bezogenen Paraphrase der biblischen Jona-Geschichte. Und ob der Gekreuzigte oder der „Pantokrator, der Aufrichter der Welten, der über den Wolken ist“, das wichtigere Christusbild sein sollte, wird schließlich hin und wieder auch unter Theologen diskutiert. Es steht indessen zu vermu-

ten: So viel christliches Bekenntnis war nie im „Penthouse“.

Fliege selbst hat in einem Brief an Kock darauf aufmerksam gemacht, daß ein Gottesbekenntnis im „Rotlichtmilieu“ notwendigerweise anders ausfallen müsse als auf einer Kanzel. Auch Flieges Show – bei der Wahl der Themen und der Präsentation der Gäste zahmer als viele andere Talks am Nachmittag – wäre in ihrer Existenz bedroht, wenn sie sich an den Diskursregeln für Konfirmationsstunden oder theologische Seminare orientieren wollte.

Der Talkmaster Jürgen Fliege darf gewiß nicht zum Vorbild des Seelsorgers für das 21. Jahrhundert hochstilisiert werden. Aber die Kirchen, die sich notorisch mit der Verkündigung ihrer Botschaft an die Zeitgenossen schwer tun, sollten vor dem Hintergrund einer recht verstandenen Pluralität der Charismen froh sein, wenn sie in ihren Reihen solche haben, die als Grenzgänger – auch zwischen verschiedenen Sprachspielen – taugen. Eine gewisse Großzügigkeit bei Verstößen gegen die Dogmatik wäre die Gegengabe. S. O.

Unisono?

Das eine Europa und seine vielen Sprachen

Um Sprachen wird derzeit in verschiedenen Teilen Europas gestritten: Deutschland und Österreich boykottieren EU-Ministerratssitzungen, weil die neue finnische Ratspräsidentschaft Deutsch nicht als Arbeitssprache neben Englisch und Französisch zuläßt. In Frankreich stoppt der Oberste Gerichtshof das Inkrafttreten der Europäischen Charta für Minderheitssprachen, weil sie nicht mit dem Verfassungsartikel in Einklang zu bringen sei, daß „Französisch die Sprache der Republik“ ist. Die Slowakei erläßt ein neues Gesetz,

das den amtlichen Gebrauch der Minderheitssprachen, in erster Linie des Ungarischen, regelt und gegenüber der bisherigen Gesetzeslage einen Fortschritt für die Minderheiten bedeutet. In Lettland ist ein Sprachengesetz vorerst am Veto der Präsidentin gescheitert, das die Staatssprache der jungen Republik schützen soll, aber bei den Russischsprachigen im Land auf Widerstand stößt.

In Lateinamerika gibt es (von Guayana und der Karibik abgesehen) nur zwei amtliche Sprachen, das Spanische und das Portugiesische. In Nordamerika sind es nur das Englische und (in Teilen Kanadas) das Französische. Demgegenüber ist Europa ein Kontinent von Nationalstaaten, die sprachlich nicht über einen Leisten zu schlagen sind. Das Spektrum reicht von Ländern mit einer Amtssprache und nur kleinen sprachlichen Minderheiten (z. B. Deutschland, Schweden, Ungarn) über offiziell zweisprachige (Finnland) oder dreisprachige Länder (Belgien) bis zur viersprachigen Schweiz. Die Vielfalt der Schrift- und Kultursprachen ist ein Reichtum Europas.

Aber die Sprachen Europas hatten und haben nicht das gleiche übernationale Gewicht. Lange Zeit war *Französisch* die Sprache der Diplomatie, der Gastronomie und des Tourismus (noch Bismarck verfaßte seine Berichte als preußischer Gesandter in St. Petersburg auf Französisch). Inzwischen ist das *Englische* in mehreren Bereichen tonangebend geworden, vom internationalen Business bis in die Computerbranche, vom Flugverkehr bis zum naturwissenschaftlichen Publikationswesen, in der Jugendkultur und ihrer Musikszene wie als touristische lingua franca.

Dadurch geht ein enormer Druck auf das Bildungswesen aus: Sollten nicht alle Schüler quer durch Europa als Fremdsprache in erster Linie Englisch lernen? Wozu noch weitere Fremdsprachen, wenn man sich doch im Ausland so gut wie überall auf Englisch verständlich machen kann und man diese Sprache in

wichtigen Bereichen ohnehin zwingend braucht? So wird in der Schweiz darüber diskutiert, wie in den Schulen die Gewichte zwischen Englisch einerseits und den jeweils anderen Landes- und Amtssprachen andererseits zu verteilen sind. In Belgien lernt mancher Flamen lieber Englisch als das Französische der südlichen Landeshälfte.

Entscheidend zurückdrängen lassen wird sich das Englische in absehbarer Zeit in Europa nicht. Russisch hat seit der Wende seine zuvor durch politische Rücksichten erzwungene Stellung als erste, aber meist ungeliebte Fremdsprache im früheren Ostblock eingebüßt. Französisch wie Deutsch sind zwar Sprachen nicht nur eines Landes in Europa und haben ihre überregionale Bedeutung als Zweitsprache noch nicht verloren. Aber Französisch- bzw. Deutschkenntnisse sind inzwischen oft auf die ältere Generation beschränkt.

Dennoch wäre es für Europa problematisch, bliebe nur Englisch als kontinent-

weites Verständigungsmittel und selbstverständliche Zweitsprache übrig. Die wirkliche Begegnung mit anderen europäischen Ländern setzt zumindest eine gewisse Kenntnis der jeweiligen Sprache voraus. Über französische Kultur sollten sich Deutsche mit Franzosen nicht auf Englisch austauschen müssen, und umgekehrt.

Es bleibt also nur die Empfehlung, das eine zu tun und das andere deswegen nicht zu lassen: An soliden Englischkenntnissen führt für die meisten kein Weg vorbei; aber es muß in allen europäischen Ländern auch Ziel sein, die Kenntnis zumindest einer weiteren europäischen Sprache zu fördern, sei es die Sprache des jeweiligen Nachbarn oder eine der traditionsreichen europäischen Kultur- und Literatursprachen.

Die Vielfalt der Sprachen Europas ist nicht gefährdet. Im Gegenteil: Manche Regionalsprachen haben in den letzten Jahren einen starken Aufschwung ge-

nommen, anderen gilt heute zumindest größere Aufmerksamkeit und Sorgfalt als früher. So ist z. B. Spanien heute offiziell ein mehrsprachiges Land; wie sich im nach wie vor zentralistischen und seit jeher von Staats wegen um die „Sprache der Republik“ besorgten Frankreich das Verhältnis zwischen Staatssprache und Regionalsprachen entwickelt, muß sich zeigen. Ohne Reibungsflächen in der Sprachenfrage wird es in den kommenden Jahren aber auch anderswo in Europa nicht abgehen. Was die Europäische Union betrifft, deren nächste Erweiterungsrunde bevorsteht: Hier wird man pragmatische Lösungen finden müssen, schon weil der Aufwand zu groß wäre, alle europäischen Verlautbarungen in alle Amtssprachen der künftig über 20 Mitgliedsländer der EU übersetzen zu lassen. Daß sich die Deutschen bzw. die deutschsprachigen Länder dabei für ihre Sprache einsetzen, muß kein Ausdruck mangelnder europäischer Gesinnung sein.

U. R.

Schuldenkrise: Kirchen werben für ein Erlaßjahr 2000

Die Schuldenkrise der „Dritten Welt“ hat nicht an Dramatik verloren (vgl. HK, Januar 1997, 30 ff.). Eine weltweite Bewegung aus Kirchen, kirchlichen und privaten Nichtregierungsorganisationen setzt sich für einen umfassenden Schuldenerlaß im Jahr 2000 ein. Der Wirtschaftsgipfel der G7/G8 in Köln war für die Kampagne ein wichtiges Etappenziel.

Über die Suche nach tragfähigen Lösungen für die nach wie vor dramatische Schuldenkrise der sogenannten Dritten Welt sei eine weltweite Bewegung entstanden, freute sich die Deutsche Kommission *Justitia et Pax* in ihrer Stellungnahme zur internationalen Schuldenfrage, die sie wenige Wochen vor dem Kölner Wirtschaftsgipfel der G7-Staaten und Rußlands veröffentlichte. Die Menschenkette, die am

19. Juni das Kölner „Museum Ludwig“, den Tagungsort der Regierungs- und Staatschefs umschloß, war eine eindrucksvolle Manifestation dieser neuen Bewegung; nach Angaben der Veranstalter bestand sie aus über 30 000 „Gliedern“. Zeitgleich beteiligten sich knapp 10 000 an einer Kundgebung auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Stuttgart, in deren Zentrum ebenfalls die internationale

Schuldenproblematik stand (vgl. ds. Heft, 404 ff.).

Die Menschenkette bildete zugleich den vorläufigen Höhepunkt einer dreijährigen Kampagne. In über 60 Ländern hatten sich Kirchen, kirchliche und private, national oder international operierende Nichtregierungsorganisationen, Gewerkschaften und zahlreiche andere entwicklungspolitisch engagierte Initiativen der „Erlaßjahr 2000“-Kampagne angeschlossen (vgl. HK, Februar 1999, 92 f.). In Deutschland waren es zuletzt fast 1700 Institutionen, weit über die Hälfte von ihnen sind kirchliche Gruppen, Organisationen und Einrichtungen. Ihr gemeinsames Ziel: ein weitreichender Schuldenerlaß für die armen Länder der Erde im Jahr 2000.

Schon der Name der Kampagne mit dem weltweit einheitlichen Signet der zerbrochenen Sklavenkette verwies auf